

Das Schmiedhaus aus Berndorf/Reith im Salzburger Freilichtmuseum

Von Sigrid Stadler

Ländliches Schmiedehandwerk

Ein Dorf ohne Schmied war früher undenkbar. Der Schmied war für die Bauern einer der wichtigsten Handwerker am Ort – vor allem deshalb, weil seine Arbeit ganz besondere Kenntnisse und Fähigkeiten erforderte, die ein Bauer nicht hatte. Der Schmied richtete sich nach den Bedürfnissen seiner Kunden, er musste flexibel und in Notfällen rasch verfügbar sein. Er hatte unter den Handwerkern eine Sonderstellung und genoss nicht zuletzt durch seine Erfahrung mit Tieren, die er durch die Hufbeschlagsarbeit hatte, besonderen Respekt und Ansehen. Eine Aussage von Frieder Stöckle in seinem eindrucksvollen Bildband über die Arbeit des Dorfschmieds trifft dies sehr gut: Die Bauern kamen zum Schmied, wenn sie etwas von ihm wollten, nicht der Schmied zum Bauern – im Gegensatz zu anderen Handwerkern, die auf Stör zu den Bauern gingen¹. Das Schmiedegewerbe spezialisierte sich schon sehr früh und spaltete sich in viele Zweige, vor allem im städtischen Umfeld². Der einzelne Schmied war streng darauf bedacht, dass nicht ein anderer Meister in seinen Bereich „herüberarbeitete“; empfindliche Kompetenzstreitigkeiten der Zünfte untereinander waren an der Tagesordnung.

Ein Dorfschmied freilich musste als „Universalhandwerker“ alle anfallenden Arbeiten, die nur irgendwie mit Eisen zusammenhingen, beherrschen. Er war als Hufschmied für das Beschlagen der Zug- und Arbeitstiere ebenso verantwortlich wie als Zeugschmied für die Herstellung und Instandhaltung von Werkzeugen, und als Wagenschmied in Zusammenarbeit mit dem dörflichen Wagnermeister für alle Eisenteile an den Fahrzeugen, nicht zuletzt für die Eisenbereifung der hölzernen Wagenräder.

Durch die straffe Organisation der Handwerkerverbände bzw. Zünfte war kein freier Wettbewerb möglich. Die Anzahl der zulässigen Betriebe in einem Gebiet war beschränkt, die Preise für die einzelnen Dienstleistungen und Fertigungen waren einheitlich festgesetzt. Diese Bestimmungen sollten jedem Meister helfen, sein Auskommen zu sichern. Auch die Ausbildung und vor allem die Zulassung als Meister, die über Jahrhunderte nicht nur von den handwerklichen Fähigkeiten, sondern vielmehr von sozialen Komponenten abhing, waren streng kontrolliert. Das geschlossene Auftreten der Handwerkerverbände sollte dem einzelnen Mitglied Schutz bieten und für alle gemeinsam Arbeits- und Sozialbedingungen verbessern. Andererseits wurden gerade dadurch Wettbewerb und Flexibilität gegenüber Neuerungen gebremst, und mit einem negativen Unterton stand die „Zunftmentalität“ für eine konservative, starre Haltung der Handwerker³.

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Schmiedegewerbes wurden bereits angesprochen. Nicht nur durch die industrielle Herstellung vieler in der Landwirtschaft notwendiger Geräte, durch die zunehmende Mechanisierung der Arbeit, sondern vor allem durch den Einsatz moderner landwirtschaftlicher Fahrzeuge verloren viele Schmiede ihre Existenzgrundlage. Zwei Haupttätigkeiten gingen fast gleichzeitig verloren: das Beschlagen der Pferde und Ochsen mit (seit 1890 schon häufig industriell vorgefertigten⁴) Hufeisen und das Aufziehen der Eisenreifen an Wagenräder seit der Erfindung des gummbereiften Ackerwagens⁵. Spätestens in den 1930-er Jahren wurde diese Entwicklung auch für die Schmiede auf dem Land empfindlich spürbar.

Auf Dauer konnte sich im 20. Jahrhundert nur derjenige halten, der seinen Tätigkeitsbereich erweiterte und z. B. als Vertreter bestimmter Firmen nebenbei einen Kleineisenhandel betrieb, oder aber sich spezialisierte. Die Umstellung auf das Landmaschinenmechaniker-, Kfz- oder Schlossergewerbe erforderte allerdings Investitionen in einen neuen, umfangreichen Maschinenpark, die wiederum nicht jeder Betrieb finanziell verkraften konnte. Mancher Schmied verlegte sich auf Kunstschmiedearbeiten, die heute dank der guten Wirtschaftslage besonders bei der nichtbäuerlichen Bevölkerung gefragt sind.

Ausgebildete Hufschmiede gibt es heute nur noch wenige. Im Jahr 1994 legten an der Veterinärmedizinischen Universität in Wien nur sechs Schmiede ihre Hufbeschlagsprüfung ab⁶. Ganz auf sie verzichten kann man auch in unserer Zeit nicht, da sich der Reitsport wieder großer Beliebtheit erfreut.

Das Schmiedhaus im Freilichtmuseum gehörte zum „Oberlehen“ bzw. „Mayergut“ in Reith

Grundherrschaften, frühe Belege der Schmiedegerechsamkeit in Reith

Das Schmiedeanwesen in Reith war kein selbstständiges Gut. Das Recht zur Ausübung des Schmiedegewerbes war Bestandteil eines der größten und auch eines der frühesten nachweisbaren Bauerngüter von Reith. Es lag als solches vielleicht schon länger auf der Realität, als es tatsächlich ausgeübt wurde. Über den Gebrauch dieser Schmiedegerechsamkeit in Reith gibt es bis ins beginnende 19. Jahrhundert nämlich keine schriftliche Bestätigung. Es ist also auch nicht sicher, dass das im Freilichtmuseum befindliche „Schmiedhaus“ von Anfang an als solches genutzt wurde.

Das erwähnte Bauerngut unterstand aufgrund später getätigter Zukäufe von Grundstücken und Zubehör mehreren Grundherrschaften und hatte daher Abgaben an unterschiedlichste Stellen zu leisten. Die Schmiedegerechsamkeit lag wohl auf der Realität, war also ortsgebunden, unterstand jedoch einer anderen Grundherrschaft als jene. Dies scheint auf den ersten

Eindruck verwirrend, man muss jedoch Gebäude und darauf liegendes Gewerberecht als zwei getrennte Rechtsgegenstände sehen.

Als erster zweifelsfrei lokalisierbarer Besitzer scheint im pfleg-mattseischen Grundbuch von 1591 ein Hanns Wallner bzw. Waldtner auf⁷. Schon dieser besaß zwei Güter, und zwar das „Oberlehen“ als hochfürstliches sogenanntes Beutellehen, das später als „Mayergut“ bezeichnet wurde⁸, sowie das etwas kleinere „Hochhausgut“⁹, das auf einen Viertelacker angeschlagen war¹⁰ und dem Stift Mattsee grundherrschaftlich unterstellt war. Hans Wallner wird in dem Urbar ausdrücklich als „Müllner zue Reuth“ bezeichnet: die unweit der beiden anderen Güter liegende heute noch bestehende „Mayrmühl“ gehörte ebenfalls dazu¹¹. Hierbei handelte es sich um eine gewerbliche Mühle. Der Mühlenbau war 1584 errichtet worden.

1648 scheint als Besitzer der vorgenannten Güter *Hanns Khreyseder* auf, der die Güter zusammen mit seiner Hausfrau Margaretha Wirzingerin vermög Verzichtsbrieft, datiert vom 9. April 1639, erworben hatte¹².

Hans Kreiseder besaß jedoch nicht nur diese beiden Güter und die Mühle. Er war es, der das Recht zur Ausübung des Schmiedegewerbes in Reith erwarb, und zwar hatte er es von einer im Ort Berndorf schon mindestens seit 1591¹³ bestehenden Schmiede bei der sogenannten „Guggenbehausung“ nach Reith gekauft.

Über die Verleihung dieses Schmiederechts, für das dem Gotteshaus Berndorf Abgaben zu leisten waren, finden wir im Notelbuch der Pfarrkirche folgende Eintragung¹⁴:

„Freystiftsverleichung zu Perndorff, die Schmidtgerechtigkeit betr: unnder unnsrer lieben Frauen Gottshauß und Pfarrkhirchen aldort gehörig. Auf frey willkührliche abtretung Georgen Schergstetters daselbst und seiner Ehwier-tin Rosina ist berierte Schmidtgerechtigkeit, so Sy Chonleith [con ... = mit, zusammen; Eheleute] in Dorf daselbst zu Perndorff freystifilich ingehabt, Hannsen Kreiseder zu Reütt, auch also, und das Er dieselb an Ime gelegen am Orth und Ende, wo Er doch hiezue mit der transferirung stät und Consens gefunden, waiß [derart, folgendermaßen], nuzen und gebrauchen, khan verlichen und verlassen werden, Daretgegen Er aber verbunden sein solle, allen willigen gehorsam und was andere Pfarrhoffsholden zue thun schuldig, zu erzaigen. Nitminder Järlich und iedes Jars besonders am H. Kreuzerhö-chungstag im Pfarrhof zur Stüft und dienst 6 ß, und dann einem jeden Khürch und Pfarrherrn 1 ß dn. Den absteenden [verzichtenden, weichen-den] Chonleuthen aber, für den Umstandt 20 f 2 ß dn sambt ¾ Khorn, zu erlegen, dar ... Ime die ienig, Stüfft, welche sich in Zeit Irer Besizung ein Aus-standt eraignet, ohne entgelt des Kreiseders abzustaten, obgelegen: actl. Den 15. Octobr. 1641.

Über Hans Kreiseder wissen wir aus dem Seelenbuch der Pfarre Berndorf von 1649, dass er nunmehr einem recht umfangreichen Hauswesen vor-stand. Mit seiner jungen Familie¹⁵, sechs Diensthöten und drei Inwohner-familien, die wohl in den Häusern des Oberlehens, des Hochhausgutes und

der Mayrmühle Platz fanden, war er „Pater familiae“ (Oberhaupt) über insgesamt 21 Personen.

Vielleicht hat Hans Kreiseder das Schmiedegewerbe gar nicht selbst ausgeübt. Im Jahr 1660 verkaufte er seine Besitzungen und auch die Schmiedegerechtigkeit an Thomas Gransdorfer und dessen Ehefrau Magdalena. Weder von Hans Kreiseder noch von seiner zweiten Frau Eva sind Sterbedaten gesichert. Möglicherweise haben die Eheleute Berndorf verlassen.

Thomas Gransdorfer starb bereits wenige Jahre später, am 14. August 1666 im Alter von 60 Jahren. Seine Witwe, ebenfalls eine geborene Kreisederin, verkaufte den Besitz nebst der Schmiedegerechtigkeit nun an den zukünftigen Ehemann ihrer Verwandten Magdalena Kreisederin, Adam Wagner.

Während in der Folge mehr als hundert Jahre lang über die Schmiedegerechtigkeit von Reith in den Pfarrbüchern nichts mehr aufscheint — diese Lücke ist bei der sonst großen Genauigkeit der pfarrherrlichen Buchführung eigenartig —, kann man die Besitzer des Oberlehens anhand der Beutellehenbücher weiterhin gut verfolgen. Man kann aber als sicher annehmen, dass die Schmiedegerechtigkeit bei jedem Besitzerwechsel weiterhin mit übertragen wurde.

Die beiden Güter, Oberlehen und Hochhaus, blieben weiter in einer Hand. Lorenz Wagner erwarb gemeinsam mit seiner Frau Maria Stockhamberin am 31. Juli 1697 den Besitz durch Übergabe. Die Mühle wurde 1707 aus dem Gut „erprochen“, d. h. abgetrennt und fand in Franz Stockhamber, vielleicht einem Verwandten der Maria Stockhamberin, ihren neuen Besitzer¹⁶. Da uns die Mühle von diesem Zeitpunkt an nicht mehr zu interessieren hat, wurde darauf verzichtet, sie weiter zu verfolgen.

Nach dem Tod der Maria Stockhamberin im Jahre 1714 erhielten deren beide Kinder ihr Erbteil, der Witwer Lorenz Wagner übernahm mit seiner zweiten Frau Maria Zöhrerin die Güter.

1741 wurde an den Sohn Barthlmeewagner aus erster Ehe und dessen Frau Rosina Maßblingerin übergeben.

Am 10. Februar 1775 erfolgte die vertragliche Übergabe (Verzichtserklärung) an den Sohn Sebastian Wagner, ausdrücklich „alleinig, ohne dessen Ehwürthin Maria Pöschlin“. Über diesen Sebastian Wagner gibt es nun zahlreiche Nachrichten, sowohl im Kataster über die bestehenden Gewerbe im Pfliegericht Mattsee als auch im Grundbuch der Pfarre Berndorf, und nicht zuletzt ausführlich im „Hieronymus-Kataster“ von 1780.

Sebastian Wagner zählte damals eher zu den wohlhabenden Bauern in Reith: sein Gut Oberlehen (Beutellehen, zu Erbrecht verliehen) war auf 2205 Gulden geschätzt, das Hochhausgut (Stift Mattsee, zu Freistift verliehen) auf 735 Gulden. Daneben besaß er weitere „freyeigene“ Grundstücke im heute noch so bezeichneten so genannten „Furtfeld“ gegen Berndorf zu sowie ein Stück Wald im so genannten „Stadlerholz“, und nicht zuletzt die Schmiedegerechtsame, deren Wert auf 250 Gulden angeschlagen war und für die er dem Gotteshaus abgabepflichtig war. Dieser Sebastian Wagner hat

sich an der Firstpfette des Schmiedhauses mit seinen Initialen und der Jahreszahl 1779 verewigt.

Als Sebastian Wagner 1813 verstarb, hatte sein Sohn Simon Wagner mit seiner Frau Maria Reichlin aus Absmann (am Haunsberg) den gesamten Besitz — auch das Schmiedhaus — bereits seit sieben Jahren inne. Dessen Söhne Simon jun. und Georg Wagner wurden Besitznachfolger; erst in ihrer Generation kam es zur Güterteilung.

Geschichte des Schmiedhauses seit seiner Abtrennung vom „Mayergut“

Simon Wagner jun. übernahm 1832 das Oberlehen, das inzwischen die heutige Bezeichnung „Mayergut“ bzw. „Mojer“ gefunden hatte, sowie später das kleinere „Hochhausgut“. Möglicherweise diente letzteres als Austraghaus.

Aus dieser Zeit ist uns der überaus genau und detailliert angelegte „Französische Kataster“ erhalten, der für Berndorf um 1829/30 erstellt wurde.

Weitaus das größte der Güter blieb demnach der nunmehrige „Mojer“.

Als Besitzer des „Hochhauses“ wird Simon Wagner vulgo „Hochhausen-Simon“ genannt, womit auch der „Senior“ gemeint sein kann — vielleicht wurde dieses Gebäude als Austraghaus genutzt.

Das Schmiedhaus wird als „Wohn- und Wirtschaftsgebäude inkl. Schmiede“ angeführt und steht in einem dazugehörenden Obstgarten. Ansonsten gehörte zum Schmiedeanwesen kein Grund.

Der jüngere Sohn, Georg Wagner, hatte bereits 1824 das Schmiedhaus mit dem umgebenden Obstgarten sowie die Schmiedegerechsamkeit erhalten. Mit Georg Wagner tritt uns zum ersten Mal ausdrücklich ein ausübender Schmied in Reith entgegen. Dennoch muss zumindest sein Vater Simon bereits dieses Handwerk verstanden haben; sonst hätte er seinem Sohn nicht das Schmiedewerkzeug im Wert von 25 Gulden überlassen können, wie im Übergabsvertrag erwähnt¹⁷.

Obwohl sich Georg Wagner ganz auf das Schmiedegewerbe verlegte, brauchte er als wirtschaftlichen Rückhalt die Landwirtschaft, wenn auch nur in bescheidenem Rahmen mit wenigen Stück Vieh. Er war der letzte Besitzer des Anwesens, der Abgaben an die Grundherrschaft zu leisten hatte.

Das Ehepaar Georg und Katharina Wagner verlor zwischen 1828 und 1849 acht Kinder in den ersten Lebensjahren. Nur zwei Söhne erreichten das Erwachsenenalter; Johann wurde Tischler, Michael wurde wie sein Vater Schmied und übernahm den väterlichen Betrieb.

1848 erwarb Georg Wagner eine Schmiede in Berndorf und ließ sich mit seiner Familie dort nieder. Die Schmiede in Reith gab er auf und verkaufte sie an Leopold und Maria Silberer. Die Eintragung im Grundbuch konnte nicht aufgefunden werden, da im Zuge der Umstellung der Bücher bzw. des Endes der Grundherrschaften leider nicht alles lückenlos erhalten ist. Weder in den Seelenbüchern noch in den Matriken der Pfarre ist ein Ehepaar Silberer vermerkt — die beiden scheinen nur kurz in Reith ansässig ge-



Josef Fürnschuß mit seinem Enkel Erwin Lenglachner, ca. 1952/53
(Fotoarchiv Salzburger Freilichtmuseum).

wesen sein, denn bereits 1852 werden als Besitzer der Schmiede Georg Kugler und Anna Spindlinger genannt¹⁸. 1870 übernahm der Sohn Georg Kugler jun. mit seiner Frau Elisabeth das Anwesen.

Durch Kaufvertrag vom 25. Juni 1908 erwarb der aus Auerbach stammende Schmiedemeister Matthäus Huber gemeinsam mit seiner Frau Katharina von Georg Kugler die Schmiede.

Deren beide Söhne Karl und Franz erlernten zwar das Schmiedehandwerk, es übernahm aber keiner den Betrieb in Reith, wohl weil es sich um einen Kleinbetrieb handelte, von dem man — in Anbetracht der zunehmenden Mechanisierung der Landwirtschaft — umso schwerer ein wirtschaftliches Auskommen finden konnte. Im Alter verließ Matthäus Huber Reith und widmete sich wiederum der Landwirtschaft: zunächst pachtete er, später kaufte er eine kleine Landwirtschaft in Fischening, Gemeinde Mattsee¹⁹.

Noch einmal konnte für die Schmiede in Reith ein Nachfolger gefunden werden. Die Lungauer Eheleute Josef und Maria Fürnschuß, die zuerst in Zederhaus eine Schmiede in Pacht hatten, ließen sich 1937 hier nieder. Josef Fürnschuß war der letzte Schmied in Reith, seine Werkstatt war noch bis 1960 in Betrieb.

Bis 1974 nutzte Josef Fürnschuß das Haus als Wohnhaus (1972 verstarb seine Frau Maria), anschließend zog er zu seiner Tochter, wo er seine letzten beiden Lebensjahre verbrachte. Das Schmiedehaus in Reith stand leer und verfiel zusehends, bis es — nachdem es die Besitzerin Maria Lenglachner geb. Fürnschuß dem Salzburger Freilichtmuseum geschenkt hatte — 1986 abgetragen und 1988 im Museum wieder errichtet werden konnte.

Die Arbeit der Schmiede in Reith im 20. Jahrhundert

Schon zur Zeit des Matthäus Huber (1908–1937) bekamen die ländlichen Schmiede den allmählichen Niedergang ihres Handwerks zu spüren. Viele landwirtschaftliche Gerätschaften wurden bereits industriell gefertigt. So fielen hauptsächlich Reparaturarbeiten an, es wurden nur wenig Neuauferfignngen in Auftrag gegeben. Die Kunden kamen fast ausschließlich aus der nächsten Umgebung (Reith, Grub, Seeham, Schallmoos, Schwandl), da es noch viele Schmieden gab, und ein Schmied somit zu den „Nahversorgern“ zählte.

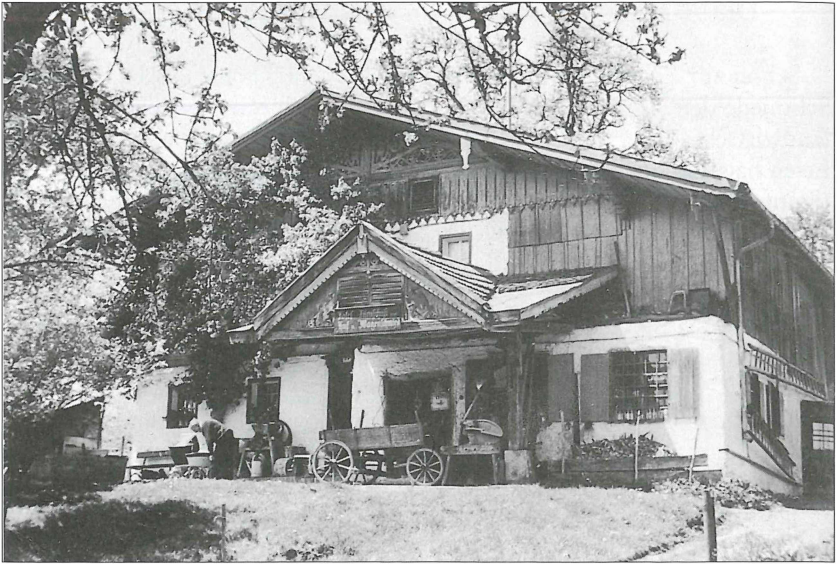
Frau Anna Spitzeneder geb. Huber (Jahrgang 1912), Tochter von Matthäus Huber, die im Schmiedhaus in Reith aufgewachsen ist, erinnert sich an diese Zeit noch gut. Pferde gab es nur wenige, es wurden mehr Ochsen beschlagen, die man als Arbeitstiere benötigte, bevor sich die landwirtschaftlichen Zugmaschinen durchsetzten. Pflüge, Sensen und andere Gerätschaften mussten instand gehalten werden.

Das dazu benötigte Rohmaterial brachte — sofern nicht altes Eisen wieder verwertet wurde — der Bote, der wöchentlich einmal kam und es in Salzburg bei den Firmen Roittner und Steiner bezog. Diese Boten können als Vorläufer der heutigen Fahrverkäufer bezeichnet werden. Sie brachten alles Notwendige, was es nicht im Ort gab, und belieferten auch die Krämereien. Das Botengewerbe war besonders wichtig zu einer Zeit, da die Landbevölkerung noch nicht motorisiert war! Zur Zeit Matthäus Hubers kam der Bote noch mit dem Plachenwagen. Frau Spitzeneder nennt einen gewissen Peter Pötzelsberger vulgo „Rueperl-Peter“ vom Haunsberg, der in ihrer Kindheit dieses wichtige Gewerbe ausübte. Er hatte, wie seine Kollegen auch, ein genau abgegrenztes „Gäu“.

Da die Arbeit in der Schmiede kaum den Broterwerb sicherte, war Hubers Werkstatt immer nur ein Ein-Mann-Betrieb. Frau Spitzeneder kann sich nicht erinnern, dass ihr Vater jemals einen Lehrling oder Gesellen beschäftigt hätte. Dennoch haben die Söhne auch in der väterlichen Schmiede gelernt, zumindest von Franz Huber ist ein Gesellenbrief vom 9. Oktober 1926 vorhanden, der seinen Vater Matthäus als Lehrherrn ausweist.

Zum Lebensunterhalt war neben sparsamster Lebensweise die kleine Landwirtschaft notwendig: Eine Kuh und ein Schwein — fallweise ein Schaf oder zwei bis drei Ziegen — sowie einige Hühner, deren Eier wiederum über den Boten nach Salzburg verkauft wurden, sorgten für eine kleine Zubuße.

Josef Fürnschuß ließ die Werkstatt nahezu unverändert, wie er sie von seinem Vorgänger übernommen hatte. Wie Matthäus Huber war auch er gelernter „Huf-, Zeug- und Wagenschmied“. Am Haus konnte auch er keine großen Investitionen durchführen, dazu reichten die Erträge der Schmiede nicht. Sein Betrieb blieb ein Ein-Mann-Betrieb, in dem alle Arbeiten übernommen wurden, die anfielen — während des Zweiten Weltkriegs wurden aus Altmaterial sogar einfache Messer produziert, von denen noch ein paar erhalten sind²⁰. In dieser Zeit verdiente Maria Fürnschuß etwas als Näherin



Ansicht der Schmiede in Reit, Foto o. J. (Fotoarchiv Salzburger Freilichtmuseum).

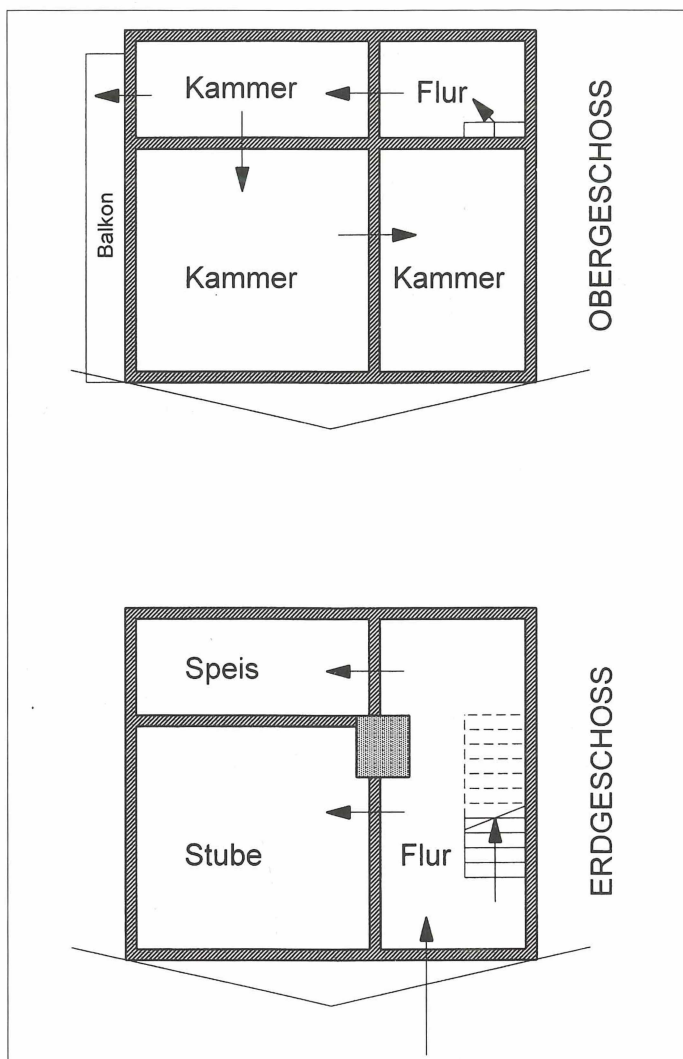
dazu und half den umliegenden Bauern bei der Wollverarbeitung aus, die während des Kriegs zur Eigenversorgung eine gewisse Rolle spielte.

Das Schmiedhaus — Baubeschreibung

Baugeschichte

Manches an der Baugeschichte des Schmiedhauses liegt im Dunkeln. Das Baualter ist nicht genau feststellbar. Sicher ist, dass das Haus ursprünglich kein selbstständiges Gut, sondern dem „Mojer“ zugehörig war. Möglicherweise wurde es als Austraghaus desselben genutzt; zuerst vielleicht ausschließlich als Wohngebäude, erst später mit eigenem kleinen Viehbestand. Ziemlich sicher war es nicht von Anfang an Schmiede, trotz der seit langem bestehenden Schmiedegerechtigkeit. Vielleicht gab es ein freistehendes kleines Werkstattgebäude, oder aber die Schmiedetätigkeit wurde in einem Nebengebäude des Mojergutes ausgeübt.

Hier soll nun anhand des heutigen Baubestandes und vorgefundener Relikte aus früherer Zeit versucht werden, die einzelnen Bauphasen zu rekonstruieren.



Ursprünglicher Hausgrundriss von Erd- und Obergeschoss des ehemaligen Seitenflurhauses mit Flurküche, angefertigt von Baumeister Ing. Christian Unterberger (ebenso die folgenden drei Grundrisse).

Bauphase 1 – Ausgangspunkt

Es dürfte sich mit großer Wahrscheinlichkeit um ein (nach dem heutigen Dachstuhl gerechnet) vier Pfetten breites Seitenflurhaus mit sehr breitem Flur gehandelt haben. Die Rauchschrägung der flurseitigen (OG!) Wand sowie von Teilen der Decke im OG deutet auf eine ehemalige Flurküche mit offener Feuerstelle hin.

Die Stube wurde vom Flur aus über einen „Hinterlader“ mitbeheizt. Anschließend an die Stube gab es eine Kammer bzw. vielleicht frühere Speis, dort, wo zuletzt die Küche eingerichtet war. Über die Treppe, die vermutlich an der rechten Seite des Flurs (also an der Außenwand des Hauses) bestand, erreichte man das OG. Die Kammer über der jetzigen Küche hatte anstelle des jetzigen Fensters eine (sehr altertümlich geschwungene) Tür und führte auf den Balkon an der linken Traufseite, der somit der älteste Balkon des Hauses gewesen sein muss. Die Stubenkammer dürfte wohl immer schon als Schlafkammer genutzt worden sein. Ob in der daneben liegenden Kammer an der Ostseite ein Fenster bestand, ist nicht mehr festzustellen, da später an dieser Seite eine Tür ausgeschnitten wurde.

Möglicherweise war die ostseitige Wand früher verkleidet — Hinweise dafür gibt es allerdings keine —, ansonsten ist es eher verwunderlich, dass man für eine außenliegende Wand kurze Balken verwendet hat, die mehrfach gestückelt werden mussten. Dennoch erscheint die Theorie, dass das Haus ursprünglich nicht breiter war als der vier Pfetten breite Blockbau, die plausibelste zu sein.

Wie der frühere Dachstuhl ausgesehen hat, wissen wir nicht. Es wird wohl ein flaches Pfettendach mit Legschindeldeckung gewesen sein, wobei für die Dachstuhlkonstruktion aufgrund der geringen Breite vier oder sogar nur drei Pfetten ausreichend waren.

Ob schon dieses Haus einen kleinen, hinten angebauten Keller hatte, ist nicht mit Sicherheit festzustellen.

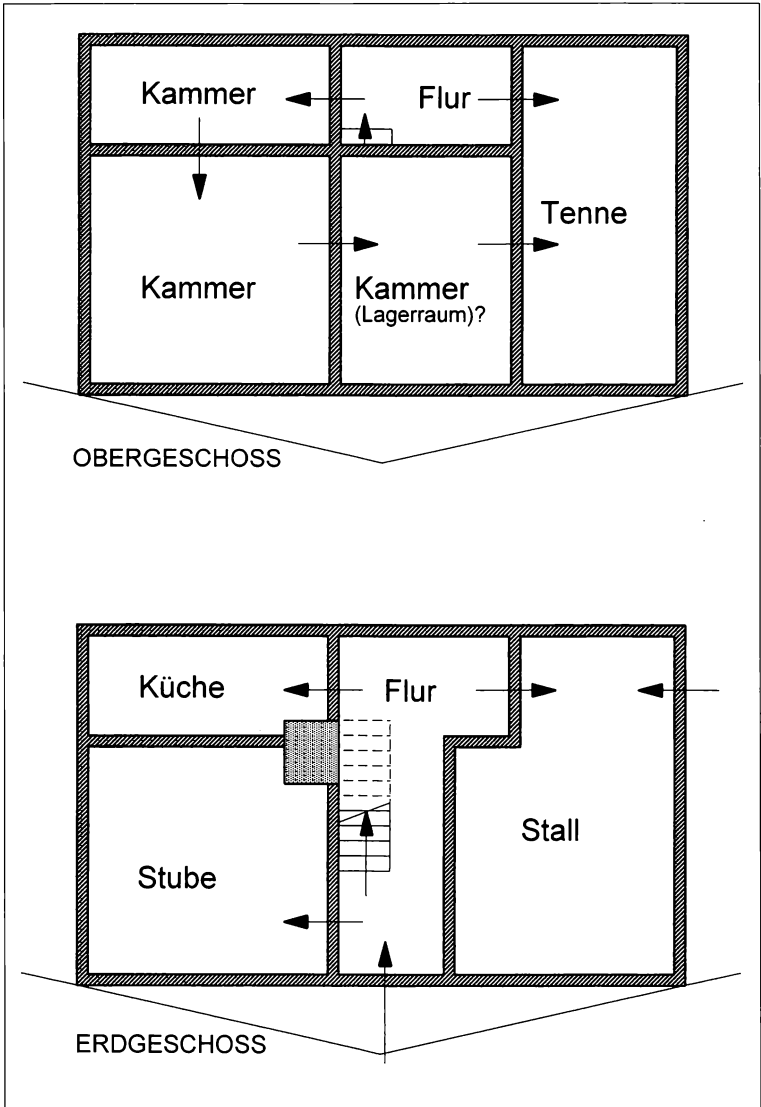
Bauphase 2 — Erweiterung durch Sebastian Wagner, ab 1775

Aus dieser Zeit stammt der bestehende, damals jedoch erst fünf Pfetten breite Dachstuhl mit seiner Datierung aus dem Jahr 1775 an der Firstpfette.

Vielleicht schon im Zuge dieses Umbaus wurde die offene Feuerstelle im Flur durch einen schließbaren Kamin zwischen Stube und Küche und somit durch getrennten Herd und Stubenofen ersetzt. Die Stiege musste auf die küchenseitige Wand des Hauses verlegt werden, denn der Flur dürfte damals schon verengt worden sein, zumal man sonst mit dem anschließenden, durch die Verbreiterung des Gebäudes gewonnenen Raum — anstelle der heutigen Schmiedewerkstatt — nicht viel hätte anfangen können.

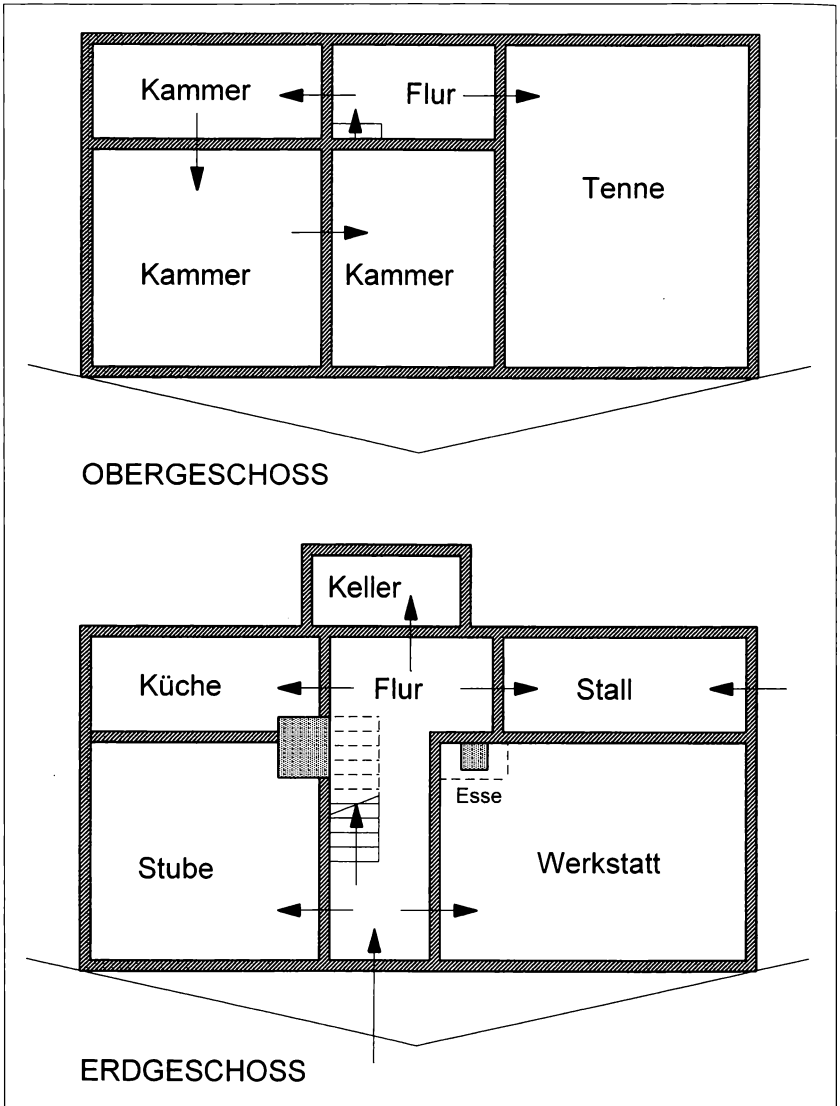
Es ist anzunehmen, dass ab diesem Umbau etwas Landwirtschaft betrieben wurde, und es ist wahrscheinlich, dass der oben erwähnte Raum rechts des Flurs als kleiner Stall genutzt wurde. Dafür spricht auch die Anlage der darüber liegenden Tenne. Im Wohnteil im 1. OG wurden an der Ostwand zwei Türen ausgeschnitten, die beide zur Tenne führen. Die Balken sind nämlich an den Stellen, wo sie in die Türstöcke laufen, nicht verjüngt (wie dies ansonsten gemacht wurde); ein Hinweis darauf, dass diese beiden Türen erst später eingefügt wurden. Die frontseitige Kammer kann nun also als Vorratskammer gedient haben.

Möglicherweise war schon damals die hintere (wetterseitige) Blockwand im 1. OG so schlecht, dass sie durch eine aufgemauerte Wand ersetzt wer-



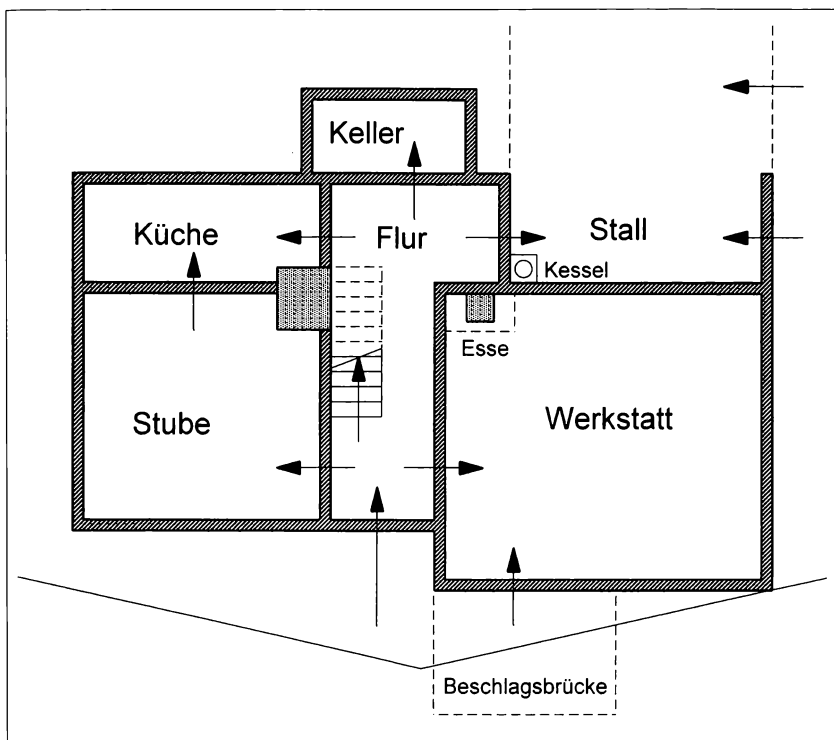
Skizze von Bauphase 2 — Mittelflurhaus nach 1775.

den musste, ebenso die traufseitige Wand im Bereich der kleinen Kammer, die den Zugang zum alten Balkon bildete. Dort hat man die Balken anschließend an die Innenwand zwischen beiden Kammern einfach abgesägt und das Mauerwerk daran angeschlossen, während man an der Nordostecke des gezimmerten Hauses noch gut die ausgeschnittenen Balkenenden (Schrot) erkennen kann. Die Nordwand wurde direkt daran gemauert.



Skizze von Bauphase 3 — 1810/20.

Der alte Balkon an der linken Traufseite wurde entfernt, indem man seine Träger außen einfach absägte. An dessen Stelle wurde nun die Giebelseite im 2. OG geöffnet und hier ein Balkon errichtet, wie dies an Ausnehmungen bei einigen Dachstuhlpfetten gut erkennbar ist. Möglicherweise waren die seitlichen Balkonzwickel als Taubenkobel ausgebildet, wie es in unserer Gegend häufig anzutreffen ist. Dies kann auch deshalb vermutet werden, weil in jüngerer Zeit ein Taubenkobel an anderer Stelle des Hauses



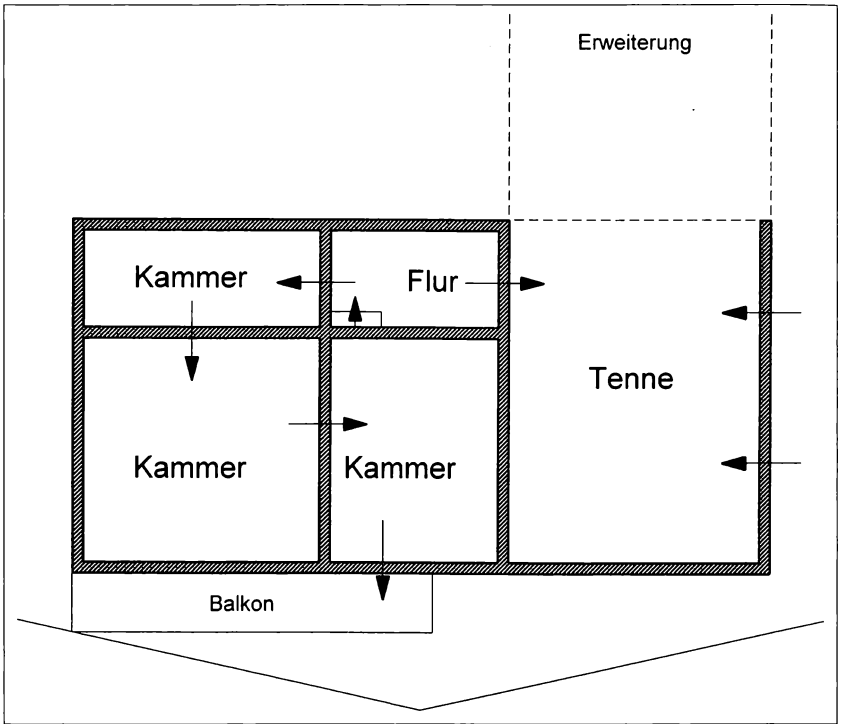
Bauphase 4 – Letzte Veränderungen, Erdgeschoss
(Obergeschoss folgende Seite).

bestand, der vielleicht errichtet werden musste, nachdem dieser Balkon entfernt worden war.

Bauphase 3 – Erweiterung durch Simon bzw. Georg Wagner

Spätestens 1810/20 müssen die Schmiedewerkstatt eingerichtet und das Haus auf seine heutige Breite erweitert worden sein. Schon Simon Wagner hat das Schmiedehandwerk nachweislich nebenbei ausgeübt, sein Sohn Georg verlegte sich ausschließlich auf dieses Handwerk.

Aus dieser Bauphase stammt die Schmiedeesse; die Werkstatt wurde durch die Verbreiterung ausreichend geräumig, der Stall musste nach hinten verlegt werden. Da durch die Kammer im OG nun der Kamin der Esse durchlief, wurde dieser Raum nun entweder wieder als Wohnraum umfunktionierte (dann wäre damals die Mauerscheibe anstelle der Tür zur Tenne eingefügt worden), oder aber man nutzte die Kammer noch als Trocken- und Lagerraum. Den Dachstuhl ergänzte man durch Verlängerung der Rofen (Anstückelung) seitlich, so dass er seine heutige asymmetrische Gestalt mit sechs Pfetten Breite erhielt.



Bauphase 4 — Obergeschoss.

Bauphase 4 — Umbau durch Georg Kugler 1860/70

Der schließbare Kamin im Wohnteil des Hauses wurde durch einen moderneren so genannten „russischen“ Kamin ersetzt. Diese Kamine setzten sich damals allmählich durch.

Als praktisch, weil platz- und kräftesparend für den Schmied, erwies sich die zweite Neuerung in dieser Zeit: Im Dachraum (2. OG) wurde ein großer Blasebalg aufgestellt (datiert am Holzteil mit 1861), der zwar über einen Fußhebel von der Werkstatt aus betrieben wurde, eine eigene Gestängekonstruktion erleichterte aber die Kraftübertragung, und über ein Rohr wurde vom Blasebalg die notwendige Luft zurück ins EG zur Schmiedesse geblasen.

Letzte Veränderungen am Haus

Eine letzte Vergrößerung erfuhr die Werkstatt durch Vorziehen der vorderen Wand um etwa einen Meter — die Anschlussstelle an der seitlichen Außenwand ist gut zu erkennen und wurde auch im Museum sichtbar belassen. Vorne wurde nun auch ein weiterer Eingang errichtet, so dass nicht mehr alle Kunden durch die Haustür mussten, sondern direkt von außen die Werkstatt betreten konnten.

Hinten an den Stall wurde noch ein Unterstand für allerlei Gerät und Wagen angefügt, noch Matthäus Huber hat in diesem Teil des Gebäudes manches verändert. Der Dachstuhl dieses Anbaues ist als Sparrendachstuhl ausgeführt, durch eingefügte Aufschüblinge erhält das Dach eine leicht geschwungene Form im Traufenbereich. In die außen liegende Seite des Daches wurde ein Taubenkobel eingebaut, wie anhand der Sitzbrettchen und des Einflugloches gut erkennbar ist.

Um 1900 spätestens muss der Balkon im 2. OG entfernt worden sein. Der damalige Besitzer verschalte die vordere Giebelwand und ließ sie zusätzlich mit Laubsägearbeiten in der Art der „Schweizerhaus-Giebel“ verzieren.

Nach 1912²¹ fügte der damalige Besitzer Matthäus Huber an der Vorderseite im 1. OG den jetzt noch bestehenden Balkon hinzu. Er ruht auf eisernen Balkonträgern und besitzt eine eiserne Brüstung — als Schmied kam der Besitzer natürlich leicht an dieses sonst eher unübliche Baumaterial heran. Auch der gepflasterte Vorplatz, die Beschlagbrücke und das weit vorspringende Dach darüber gehen auf Matthäus Huber zurück.

Der letzte Schmied, Josef Fürnschuß, veränderte die Konstruktion der Luftzufuhr zur Esse, indem er an der hinteren Wand im Hausgang einen kleinen Elektromotor aufstellte, die Wand zur Werkstatt durchbrach und ein Gebläse einbaute. So ersparte er sich nun das mühsame Antreiben des Blasebalgs mit eigener Kraft. Mit Hilfe eines Handrades konnte er die Luftzufuhr regeln. Den alten, großen Blasebalg und die Gestängekonstruktion dazu ließ er jedoch bestehen.

Bauweise

Durch die bewegte Baugeschichte verständlich, zeigt das Schmiedhaus kein einheitliches Bild. Umbauten sind stets Anpassungen an veränderte Lebensumstände. Die zahlreichen Umbauten veränderten das Gesicht des Schmiedhauses im Laufe der Jahrhunderte.

Mauerbauweise

Das Erdgeschoss wurde — wie in unserem Gebiet sehr häufig — aus Backsteinen mit zwischendurch eingeworfenen Ziegelstücken gemauert. Die Fensteröffnungen sind zum Teil in leicht gewölbter Form aus senkrecht eingestellten Ziegeln gearbeitet, teilweise (wie an Stallfenstern und -türe sichtbar) wurden auch Fensterstürze aus Holz verwendet. Das Erdgeschoss war verputzt, im Freilichtmuseum wurde die Mauer an der rechten Traufseite (Werkstatt, Stall) freigelegt. Die Vorderfront der Werkstatt und rund ein Meter der seitlichen Wand blieben verputzt — seitlich bis zu der Stelle, wo man deutlich eine „Anschlussnaht“ in der Wand erkennen kann, die aus der Zeit stammt, als die Werkstatt nach vorne, über die ursprüngliche Hausflucht hinaus, erweitert wurde.

Blockbauweise

Der Wohnteil des Obergeschosses ist im Blockbau gezimmert. Am Schmiedhaus wurde die blockgezimmerte Rückwand des Wohnteils später durch eine aufgemauerte Wand ersetzt. Dabei schnitt man einfach die Balken glatt ab und fügte die Steinmauer an. Nur im Bereich der Tenne sieht man noch die Enden der alten Schrotverbindungen, die hier einfach in das Mauerwerk übergehen. Vermutlich wurde die Veränderung der Rückwand vorgenommen, weil diese Seite wetterseitig stand und mit der Zeit wohl schadhaf geworden war. Die Rückwand ist verputzt, im Bereich des Giebels mit Blech verschlagen.

Wandverkleidungen

Die Blockwände älterer Wohnhäuser „versteckte“ man seit dem 19. Jahrhundert häufig unter Putz, weil „gemauerte“ Häuser moderner und vornehmer galten. Dazu gab es mehrere Möglichkeiten; als Putzträger wurden entweder quer zur Holzfaser Kerben in die Wand geschlagen, um die Wand aufzurauen, oder es wurden in zuvor eingeschlagene Schlitzlöcher kleine Holzkeile in die Wand getrieben. Später kamen Schilfmatten auf, die man als Unterputzschicht mit kleinen Eisenhaken an den Wänden befestigte.

Das Schmiedhaus war früher ebenfalls im Obergeschoss verputzt, wobei man die Methode der eingeschlagenen Holzkeile als Putzträger angewendet hatte. Der letzte Besitzer des Hauses, Josef Fürnschuß, verkleidete die Seitenwand nach 1945 mit grauen Eternitplatten. Im Freilichtmuseum wird eine weitere Art der Wandverkleidung gezeigt, die sich in unserem Raum sowohl im Wohn- als auch im Wirtschaftsbereich großer Beliebtheit erfreute — die Seite wurde mit Schindeln verschalt.

Ständerbau

Der seitliche Wirtschaftsteil des OG sowie der später angefügte hintere Anbau (Unterstand für Fahrzeuge) wurden in Ständerbauweise errichtet. Dies ist neben dem Blockbau die zweite häufige Konstruktionsart für Holzbauten, die bei uns nur noch im Wirtschaftsbereich angewendet wird.

Dachstuhl und Dachhaut

Der erste Dachstuhl des Schmiedhauses ist nicht mehr erhalten; der jetzige, mit der Datierung 1779 an der Firstpfette, wurde erst im Zuge der Hausenerweiterung errichtet. Steht man an der vorderen Giebelseite, fällt die Asymmetrie des Dachstuhls auf: es handelt sich um die „klassische“ Form eines Pfettendachstuhls mit Fußpfetten, Mittelpfetten und Firstpfette, dem jedoch an der Werkstattseite eine weitere Pfette angefügt wurde. Der Wohnteil von der ersten bis zur vierten Pfette sowie der anschließende Ständerbau des Wirtschaftsteils von der vierten bis zur sechsten Pfette sind unter dem breit ausladenden, verhältnismäßig flachen Dach vereint. Die Pfettenköpfe



Schweizerhaus-Giebel am Schmiedhaus (Foto: Curt Conrad).

sind unterschiedlich ausgeführt, am aufwändigsten die Fußpfetten und die Firstpfette, die barock ausgeschweift sind, weniger „massiv“ wirken die Mittelpfetten. Die darüber genagelten Pfettenbrettchen wiesen unterschiedliche Ornamente auf, wobei man sich im Museum an der (späteren) einfachen Form orientierte und diese für die schadhaften Brettchen übernahm, die ersetzt werden mussten. Auch die Windladen sind einfach und völlig glatt gehalten. Rechtwinklig zu den Pfetten liegen die Rofen, die die Auflage für die Dachlatten bilden.

Auf diese wurden früher die Dachschindeln, erst ab ca. 1930/40 die raute-förmigen Dachplatten aus Eternit aufgebracht. Der Übergang zu einem feuersicheren Dach erfolgte verständlicherweise bei einem Handwerkerhaus, in dem ständig mit Feuer gearbeitet wurde, verhältnismäßig früh. Der letzte Schmied, Josef Fürnschuß, besserte die halbe Dachhaut später mit Blech aus. Im Freilichtmuseum zeigt sich das Haus heute mit grauen Betonschindeln, wie sie uns vor dem Zweiten Weltkrieg noch sehr häufig im Flachgau begegnen.

Die Giebelfront

Steht man vor dem Schmiedhaus, so fallen einige Bauteile auf, die ahnen lassen, dass es sich hier nicht um ein Haus wie viele andere handelt, sondern um ein Gebäude mit bewegter Baugeschichte, das in mancher Hinsicht ein bisschen „aus dem Rahmen fällt“. Vor allem die schmückenden Elemente stammen aus späterer Zeit und wollen nicht so recht zu einem alten Handwerkerhaus aus unserer Hauslandschaft passen.

Der ausgeschnittene „Schweizerhaus-Giebel“ springt ins Auge, der aus der so genannten „Sommerfrischler-Architektur“ des Salzkammerguts ebenso bekannt ist wie vom Semmering- und Wienerwald-Gebiet oder vom Ritten oberhalb Bozen. Der Giebel bildet einen Kontrast zu dem ansonsten bäuerlich wirkenden Haus mit seinem flachen Dach und den geschweiften Pfettenköpfen. Diese Art der Giebelgestaltung hatte ihre Blütezeit um 1900/10, sie war damals groß in Mode und im ganzen Alpenraum von der Schweiz bis zum Semmering-Gebiet verbreitet. Es gab sogar Musterbücher und -kollektionen für Arbeiten im so bezeichneten „Laubsägestil“, aus denen Bauherren ihre Vorlagen wählen konnten²².

Das Giebelfeld des Schmiedhauses zeigt verschlungene florale Ornamente sowie zwei gegenständige menschliche Figuren, vielleicht Zwerge oder Fabelwesen. Passend dazu sind die Enden der daran anschließenden Schalung aufwändig zugespitzt und geschweift geschnitten. Schalung und Giebelfeld sind ockerfarbig gestrichen und bilden einen eigenartigen farblichen Kontrast zu den übrigen Holzteilen (Haustür, Fensterrahmen, Windladen und Pfettenbrettchen), die in einem blaustichigen Grünton gehalten sind.

Der giebelseitige Balkon ist eine Neuerung nach 1912, er stammt von Matthäus Huber, der von 1908 bis 1937 im Haus wohnte und arbeitete²³.

Ebenfalls von Matthäus Huber wurde der überdachte Vorplatz, die „Beschlagbrücke“ für die Hufschmiedarbeiten angelegt.

Ausstattung des Hauses

Fundament und Böden

An seinem ursprünglichen Standort in Reit konnte wegen des festen Untergrundes — es handelt sich um bündigen Schotter — auf Fundamente verzichtet werden. Gewöhnlich sind alte Bauernhäuser in unserem Raum nicht fundiert, außer es liegt ein zwingender Grund dazu vor. Erst im Freilichtmuseum musste man sich wegen des weichen, feuchten Grundes mit einer durchgehenden Fundamentplatte aus Beton behelfen, auf der das gesamte Gebäude errichtet wurde.

Die Bodenbeläge sind unterschiedlich. Im Hausgang im EG (Fletz) wurde der frühere, nicht mehr definierbare Belag durch gefärbte, teilweise mit einer Musterung hergestellte Betonziegel ersetzt, die direkt auf den Estrich verlegt waren. Auch in der Küche gab es zuletzt einen geglätteten Betonboden, was darauf hindeutet, dass Modernisierungen an dem Haus vorgenommen wurden, wenn sie den Bewohnern praktisch erschienen.

Die Stube ist mit einem naturbelassenen Bretterboden ausgestattet, der direkt auf Polsterhölzern bzw. auf die Schwellen verlegt wurde, ohne Isolierung von unten.

Für die Werkstatt erwies sich der gegen Funkenflug unempfindliche Naturboden, bestehend aus gestampftem Lehm mit Häckselbeimengung, als vorteilhaft.

In Verlängerung des Vorhauses betritt man durch eine niedrige Tür ein kleines Kellergewölbe, das nur zur Vorratshaltung für einige Lebensmittel diente. Dessen Mauerwerk ist roh belassen, der Boden ohne Belag, nur der Untergrund (Schotter).

Zum OG gelangt man über eine steile Holzterrasse, die sicherlich früher nicht an dieser Stelle des Hauses war. Vielleicht wurde sie sogar mehrmals versetzt. Eine frühere Befestigung am Fuß der Blockwand im OG ist noch sichtbar. Der Zugang zu dieser Treppe erfolgt durch eine hölzerne Stiegentür — verständlich, dass man den oberen Wohnbereich abschließen wollte in einem Haus, wo ständig Kundschaften ein und aus gingen. Diese Tür dürfte erst um die Jahrhundertwende eingebaut worden sein. Sie ist aus geraden Holzstäben mit einem einfachen durchbrochenen Ornament gearbeitet, das an neugotische Spitzbögen erinnert, und ebenso wie die Innentüren mit grauer Farbe gestrichen. Die Kammern im OG weisen Bretterböden auf und entsprechen damit der allgemein gepflegten Bautradition.

Innenwände

Im EG sind alle Räume verputzt und geweißt, im Wohnbereich (Stube, Küche) sind die weißen Wände teilweise in „Rollentechnik“ mit farbigen Musterungen versehen. Auch die Kammern im OG sind so behandelt, wobei man an einigen Wänden den Putz entfernt hat und im Freilichtmuseum (= FLM) heute wieder die gezimmerten Wände zeigt. Bei Umbauten im OG wurden frühere Türöffnungen einfach durch Mauerscheiben verschlossen, was zur Erforschung der Baugeschichte wertvolle Hinweise liefert.

Fenster

Die Fenster mussten im Laufe der Zeit mehrfach erneuert werden. Im Wohnbereich wurden zuletzt zweiflügelige Fenster eingesetzt, denen im Winter von außen noch „Winterfenster“ vorgestellt werden konnten.

Älteren Datums sind die Fenster an der rechten Traufseite: im Werkstattbereich sind die Fensterscheiben noch mundgeblasen, der Sturz der Stallfenster ist mit senkrecht eingestellten Ziegeln leicht gewölbt gearbeitet.

Einige Fenster sind zusätzlich mit Fenstergittern versehen, die erst im 20. Jahrhundert angefertigt wurden, und zwar von Matthäus Huber (Küche) bzw. Josef Fürnschuß (Werkstatt)²⁴. In beiden Fällen handelt es sich um Gitter unter Zuhilfenahme industriell gefertigter Bandeisen, die in einfachen Ornamenten gebogen wurden. An den Stubenfenstern gibt es dagegen keinerlei Hinweise auf frühere Fenstergitter.

Haustür

Die jetzige Haustür stammt aus der Zeit um 1880. Sie ist eine vergratete Pfortentür, an der Innenseite glatt, grau gestrichen und mit geschmiedeten Türbändern und einem altartig aussehenden Türschloss versehen. Von außen zeigt sich die Haustür als Rahmentür mit drei mal drei eingefügten Feldern, wobei die obere und untere Reihe hochgestellt rechteckig, die mittlere Reihe der Felder annähernd quadratisch ist. Türknope und Beschlag bestehen aus Eisenguss. Der Türstock ist mit vorgestellten gedrechselten Säulchen und einem flachen Holzgiebel in angelehnt „klassizistischer“ Form mit Laubsägeornamenten verziert. Über der Haustür befindet sich eine dreigeteilte Oberlichte, um den Hausgang mit etwas Tageslicht zu versorgen. Türstock und Türrahmen sind in demselben Grünblau gestrichen wie die Fensterrahmen des Hauses (früher auch die Pfettenbrettchen), für die neun Innenfelder der Tür wurde die Farbe um einen Ton heller gewählt.

Balkon

An der linken (heute verschindelten) Traufseite befand sich früher ein Balkon. Erhaltene Balkonträger am Fuß der Blockwand²⁵ beweisen dies ebenso wie die beim Hausabriss vorgefundene Balkontür²⁶ in der über der Küche liegenden Kammer. Wie lange dieser Balkon bestanden hat und wie er ausgesehen hat — die Brüstung dürfte wohl aus gedrechselten Säulen oder ausgesägten Brettchen bestanden haben wie in der Gegend üblich —, können wir nicht mehr nachvollziehen. Ein Foto aus dem Jahr 1912 zeigt weder den traufseitigen noch den späteren giebelseitigen Balkon.

Letzterer wurde erst von Matthäus Huber Anfang der 1920-er Jahre hinzugefügt und wiederum mit einer (band-)eisernen Brüstung versehen. Der Balkon ist mittels zweier Eisenkonsolen befestigt, das rechte Ende ruht auf dem (nicht ursprünglichen) Mauervorsprung, der bei der Vergrößerung der Werkstatt entstanden war. Das Vordach der Beschlagbrücke schließt unmittelbar an den Balkon an. Wir haben am Schmiedhaus ein frühes Beispiel für einen Balkon, der nicht ausschließlich zu Wirtschaftszwecken (z. B. als Trockenplatz) diente, sondern auch die Wohnqualität heben sollte.

Feuerstellen und Kamine

Das Schmiedhaus weist notwendigerweise zwei voneinander unabhängige Kamine auf. Die Esse der Werkstatt läuft aus in einen rechteckigen schließbaren Kamin und ist älter als der heutige zweite Kamin im Wohnteil. Der zwischen Küche und Wohnstube gelegene Kamin wurde nicht vor 1860/70 als so genannter „russischer Kamin“ errichtet²⁷. Dennoch hat auf alle Fälle schon früher ein Kamin bestanden, wenn auch keine Reste gefunden werden konnten; und dieser muss sogar älter gewesen sein als die heutige Schmiedeesse.

Stube und Küche haben zur Direktbeheizung jeweils einen Sparherd. Die Wärme des Stubenofens wurde mittels eines Wärmelochs auch der darüber liegenden Stubenkammer zugeführt.

Wasser und Strom

Bezüglich des Hausbrunnens gab es widersprüchliche Angaben. Da der Brunnen heute nicht mehr besteht, war eine Überprüfung nicht möglich. Auf jeden Fall handelte es sich um einen sehr tiefen Brunnen, der immer genügend Wasser hatte²⁸. In jüngerer Zeit soll mit Hilfe einer einfachen Pumpvorrichtung eine Wasserleitung in die Küche gelegt worden sein, was jedoch beim Hausabbruch nicht festgestellt werden konnte. Wahrscheinlich musste das Nutzwasser bis zuletzt vor dem Haus geholt („geleiert“) werden.

Die Elektrifizierung erfolgte in Berndorf in den 1920-er Jahren²⁹. Zunächst war eine Installation mit gedrehten Kabeln („Hackethal-Draht“) auf Putz üblich³⁰, während der NS-Zeit gab es strengere feuerpolizeiliche Verordnungen, und die Installation musste – damals in Bleirohren („Bergmann-Rohre“) – unter Putz gelegt werden³¹.

Grundriss – Die Räume und ihre Nutzung

Da der ursprüngliche Zustand des Hauses kaum mehr nachzuvollziehen ist, muss die folgende Beschreibung die Berichte der letzten noch lebenden Bewohner als Grundlage heranziehen.

Die Räume im Erdgeschoss

Die an der südwestseitigen Ecke gelegene Stube erhält durch vier Fenster in der traditionellen Aufteilung – zwei an der Front-, zwei an der Traufseite – viel Licht. Die Einrichtung besteht aus einfachen Gebrauchsmöbeln des 20. Jahrhunderts: eine Eckbank, davor ein Tisch und zwei Stühle; in der gegenüber liegenden Ecke, an der Wand zur angrenzenden Küche, der Ofen mit darüber angebrachten Trockenstangen. Die Feuerstelle in diesem Teil des Hauses wurde umgestaltet; der frühere Sesselofen wurde durch einen einfachen Sparherd ersetzt. Anna Spitzeneder berichtete, dass zu ihrer Zeit die Stube als Vielzweckraum genutzt wurde; auch gekocht wurde hier, nicht in der nebenan eingerichteten Küche. Die Einrichtung der Stube wird ergänzt durch ein Sofa an der westlichen Fensterwand, eine Tretnähmaschine sowie ein zwischen den beiden frontseitigen Fenstern eingearbeitetes Wandkastl aus der Zeit um 1930. Neben der Tür zum Hausgang befindet sich – was eher ungewöhnlich ist, aber sich in diesem Fall als zweckmäßig erwiesen hatte – ebenfalls ein kleines Fenster. Darunter stand früher ein Schreibtisch, das „Büro“ des Handwerksmeisters: durch das Fenster hatte er eintretende Kunden sofort im Blick, wenn er nicht gerade in der gegenüber liegenden Werkstatt war. Heute ist dieses Fenster durch eine davor gestellte Krenzen verdeckt.

An die Stube grenzt ein schmaler Raum an, der sowohl von ihr aus als auch vom Hausgang her betreten werden kann. Hier ist die Küche eingerichtet; zu Zeiten des Schmieds Matthäus Huber waren über den Winter auch die Hühner hier untergebracht. Das Mobiliar stammt ebenfalls aus der

ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es besteht aus einer Kredenz, einem Kastl mit darüber angebrachtem Tellerbord und dem in der Kaminecke aufgestellten Sparherd, der einem früheren gemauerten Herd³² nachfolgte. Auch Küchengerät und Emaillegeschirr stammen aus der Zwischenkriegszeit. Bei der Abtragung des Hauses wurde keine Wasserleitung ins Haus gefunden, was den Erzählungen der früheren Bewohnerinnen widerspricht.

Der Flur, der das Haus aufschließt, wirkt sehr eng und verwinkelt. Sicher war er früher einmal breiter, hat jedoch durch die Vergrößerung der Werkstatt und durch die ins OG führende Holzstiege viel an Raum verloren, so dass nur ein schmaler Durchgang in den hinteren Teil des Hauses und zum Stall geblieben ist.

An der Nordseite befindet sich ein kleiner, so nieder gemauerter Vorratskeller, dass man darin nicht aufrecht stehen kann. Durch eine niedrige Tür kann man ins Innere gelangen. Er ist ein Naturkeller mit unverputzten rohen Steinmauern und Naturboden, der zur kalten Aufbewahrung verderblicher Lebensmittel diente. Wann dieser Keller gegraben wurde, ob er vielleicht von Anfang an bestand, ist nicht feststellbar.

Der gemauerte Stall ist klein, er bietet lediglich Platz für zwei bis drei Stück Vieh; In der Regel wurden eine Kuh und ein Schwein gehalten. Zuletzt befand sich aus Platzmangel die Hühnersteige für ca. zehn Hühner über dem Stand für das Schwein, eine Einteilung, die sich nicht als sehr praktisch erwiesen haben dürfte. In der zum Hausinneren gelegenen Ecke befindet sich ein Kessel, in dem sowohl Schweinefutter gekocht als auch Wäsche gewaschen wurde.

Interessant am Stall ist die Deckenkonstruktion: ein flaches Gewölbe aus mehreren nebeneinander liegenden „Tonnen“ mit dazwischen durchlaufenden Eisentraversen. Die Decke selbst besteht aus liegenden Ziegeln, die unter der dünnen Putzschicht deutlich zu erkennen sind. Diese Konstruktionsart erforderte sicherlich eine Schalung — die Methode mit den so genannten „I-Trägern“ (Eisentraversen) dazwischen ist zumindest seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bekannt, aber für ein Stallgebäude in unserem Raum eher unüblich. Gewiss trugen hier die Umstände dazu bei: die Möglichkeit für den Schmied, Eisenteile günstig erwerben zu können und auf diese Weise die alte, wohl schadhafte Stalldecke durch eine stabile bauliche Neuerung zu ersetzen. Vermutlich wurde dieser Umbau schon von Hubers Vorgänger, Georg Kugler jun., vorgenommen.

Der dem Stall hinten angeschlossene, später angebaute Unterstand diente zur Aufbewahrung von Wagen und landwirtschaftlichen Geräten, zuletzt war auch der Abort hier untergebracht.

Die Räume im Obergeschoss

Der im Blockbau gezimmerte Teil des Obergeschosses war der Wohnteil, der Rest ist in Ständerbauweise konstruiert und diente der Heuaufbewahrung (Tenne).

Interessant ist, dass die Wohnräume im OG sämtlich Durchgangszimmer sind. Der Stiegenaufgang ist so niedrig, dass man kaum das OG erreicht, ohne sich zu bücken, obwohl durch eine geringfügige Aufsteilung der schrägen Decke über der Stiege später versucht wurde, dies zu mildern. Sicherlich ist die Treppe von anderer Stelle des Hauses her hierher verlegt worden.

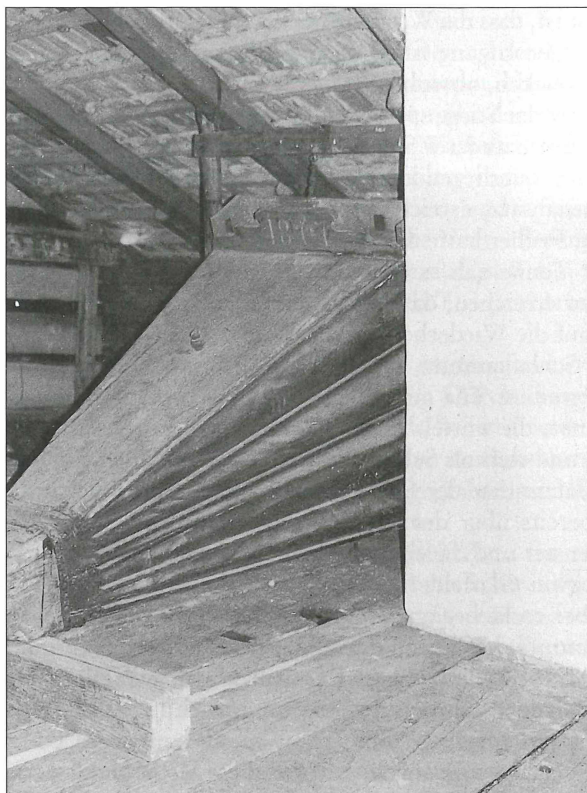
Vom oberen querliegenden Hausgang, eigentlich nur ein etwas geräumiger Treppenabsatz, erreicht man nach rechts die Tenne, nach links die Wohnräume. Früher hatte die Mehltruhe hier ihren Platz. Links neben dem Eingang zur Tenne gab es in der Decke eine Falltür nach oben, um den Dachraum zu erreichen; da die Pfosten jedoch sehr schlecht (verfault) waren, wurde auf die Wiederherstellung dieser Falltür verzichtet.

Die erste Schlafkammer, die man im OG betritt, liegt über der Küche. Durch eine weitere Tür gelangt man in den größten Raum des OG, die Stubenkammer, die mittels eines Wärmeloches von der Stube aus mit beheizt wurde und stets als Schlafkammer der besitzenden Eheleute diente.

Vom Schlafzimmer der Schmiedleute aus kommt man in die über dem Flur bzw. bereits über der Werkstatt gelegene Kammer. Sie erhält Licht durch ein Fenster und die erst in unserem Jahrhundert ausgeschnittene Balkontür mit zwei Glasfeldern. Waren die Wohnverhältnisse zu Zeiten der Familie Huber recht beengt — damals teilten sich zwei Brüder diese Kammer —, so konnte der Raum zuletzt sogar als „Fremdenzimmer“ freigehalten werden³³. Die Wände dieser Kammer waren wie alle Wohnräume im OG früher verputzt, wurden im Museum jedoch freigelegt. Dabei entdeckte man eine später eingefügte Mauerscheibe, die eine ältere Türöffnung zum Tennenteil verschloss. Es dürfte sich bei diesem Raum zumindest vorübergehend um einen Wirtschaftsraum gehandelt haben — möglicherweise die Kornkammer, vielleicht aber auch einen warmen Trockenraum, da der Kamin der Schmiedesse durch diesen Raum nach oben führt.

Die Tenne nimmt gut ein Drittel der Hausbreite ein. Die Heuvorräte wurden von draußen, wohl auf dem Heuwagen stehend, durch einige in die Wandschalung geschnittene Türöffnungen in die Tenne gebracht. Es gibt keine Verbindung zwischen Tenne und Stall (Futterloch), das Heu musste zum Gebrauch also denselben Weg wieder nach unten nehmen.

Von der Tenne aus gelangt man nur über eine Leiter (Treppe war keine vorhanden) durch eine kleine Wandöffnung in den Dachraum. Hier oben befindet sich ein mächtiger Blasebalg, eine Konstruktion aus Holz und Leder mit der eingeschnitzten Datierung 1861. Mittels eines Fußhebels wurde der Blasebalg von der Werkstatt aus über ein Holzgestänge, das noch im OG frei sichtbar ist, angetrieben und in Bewegung gesetzt. Die nötige Luft für das Schmiedefeuer wurde durch ein eingezogenes Rohr über zwei Stockwerke zur Esse geleitet. Diese Einrichtung war bis in die Zwischenkriegszeit in Betrieb.

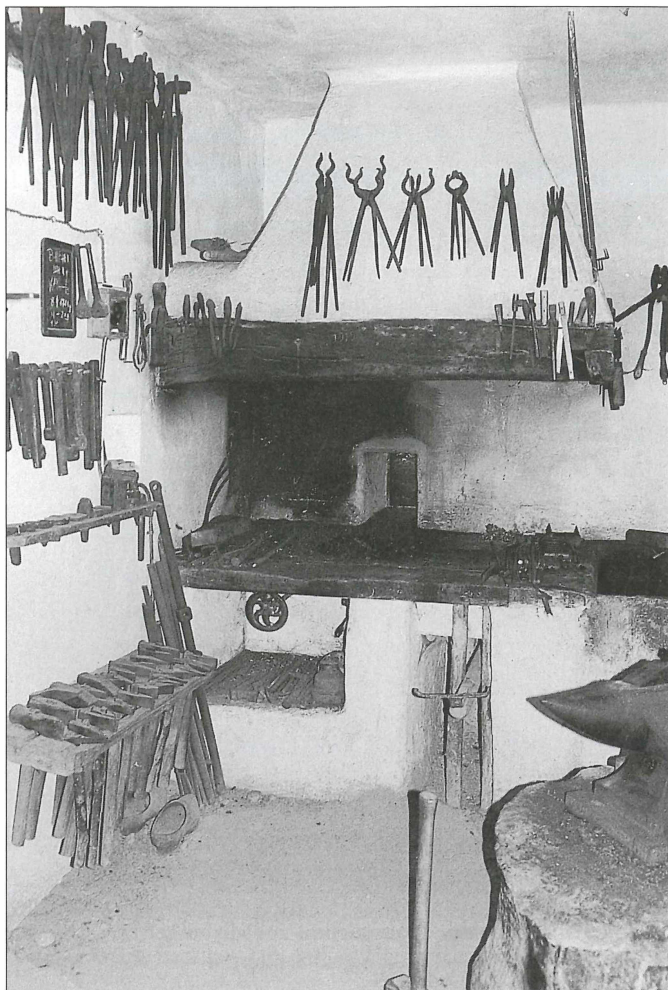


Blasebalg im Dachgeschoss, datiert 1861, heutiger Zustand im Freilichtmuseum (Foto: Sigrid Stadler).

Die Schmiedewerkstatt

Die Schmiedewerkstatt im EG nimmt in der Breite etwas mehr als die rechte Haushälfte ein. Ganz sicher war sie früher kleiner und wurde sowohl in der Breite (was den Hausflur sehr verengte) als auch in der Tiefe heraus vergrößert. Die vordere Mauer wurde um ca. einen Meter vorgezogen, so dass Stube und Werkstatt heute nicht in einer Flucht liegen. Diese Vergrößerung des Raums nach vorne wurde bei der Abtragung des Objekts sichtbar; an der Stelle befand sich eine markante Mauerritze. Am früheren Standort war sie durch Verputz verdeckt, im Zuge der Wiedererrichtung beließ man die traufseitige Wand der Werkstatt wiederum unverputzt, so dass das bloße Steinmauerwerk hervortritt.

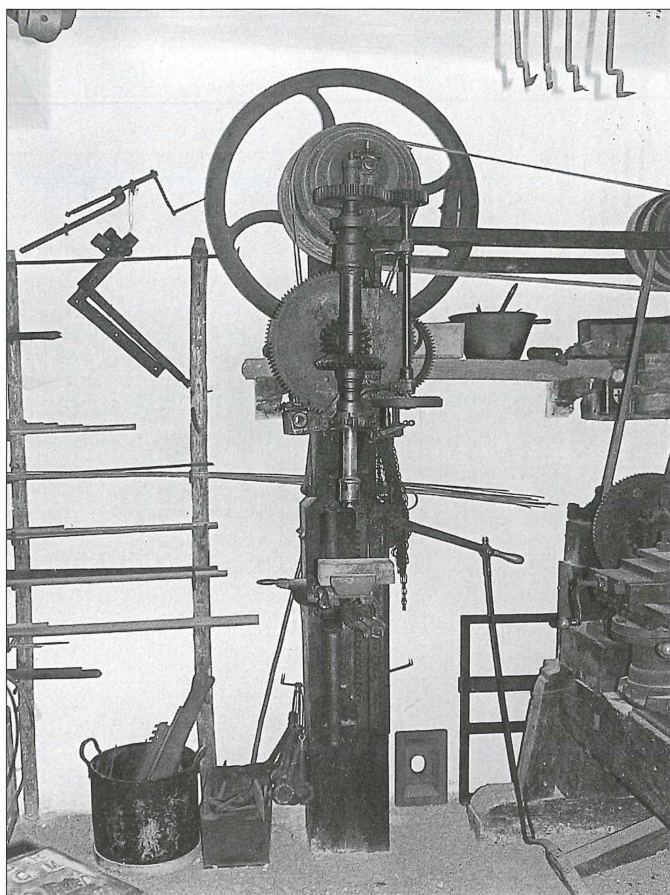
Die Werkstatt war für den Schmied vom Wohnhaus aus zugänglich — sie liegt genau gegenüber der Stube, für die Kundschaften von vorne durch einen zweiten Eingang neben der Haustür.



Esse mit Feuerhut, jetziger Zustand im Freilichtmuseum
(Foto: Sigrid Stadler).

Kernstück der Schmiede ist die in der inneren Ecke befindliche Esse mit großem, konisch vorgezogenem Feuerhut und dem Feuertisch mit daneben eingelassenem Wasserschiff zum Abkühlen des jeweils in Arbeit stehenden Werkstückes. Links davor sind die aus Holz gefertigten, groben Arbeitsschuhe des Schmieds abgestellt. Die Schmiedesse ist die ältere der beiden erhaltenen Feuerstellen im Haus.

Gut zu sehen ist der hölzerne Fußhebel, den der Schmied an der Esse stehend bedienen musste, um den großen Blasebalg im Dachraum in Bewegung zu setzen. Erst Josef Fürnschuß erleichterte sich diese Arbeit, indem er im hinteren Teil des Hausflurs einen kleinen Elektromotor installierte, der di-



Ständerbohrmaschine mit Transmission, im Salzburger Freilichtmuseum
(Foto: Sigrid Stadler).

rekt in der Werkstatt ein Gebläse antrieb, das mit Hilfe eines Handrads reguliert werden konnte und endlich den schweren Blasebalg überflüssig machte. Im Übrigen ist die Werkstatt eingerichtet wie Dorfschmieden allgemein — unter Berücksichtigung der Zweckmäßigkeit für den Meister und nach dem Grundsatz, möglichst kurze Wege zurücklegen zu müssen. Da die Arbeit des Schmieds sehr temperaturabhängig ist, d. h. rasch aufeinander folgende Arbeitsgänge notwendig sind, um die bestmöglichen Verarbeitungseigenschaften des Metalls zu nützen, sind die Werkzeuge zur unmittelbaren Schmiedetätigkeit nahe der Esse angeordnet: Hämmer und Zangen aller Größen und Formen sowie der mächtige, auf einem Steinpostament ruhende Amboss. Der zweite, kleinere Amboss, das so genannte „Sperrhorn“³⁴, ist heute nicht mehr erhalten. Es diente für feinere Arbeiten, z. B. auch zum Schmieden von Ringen.

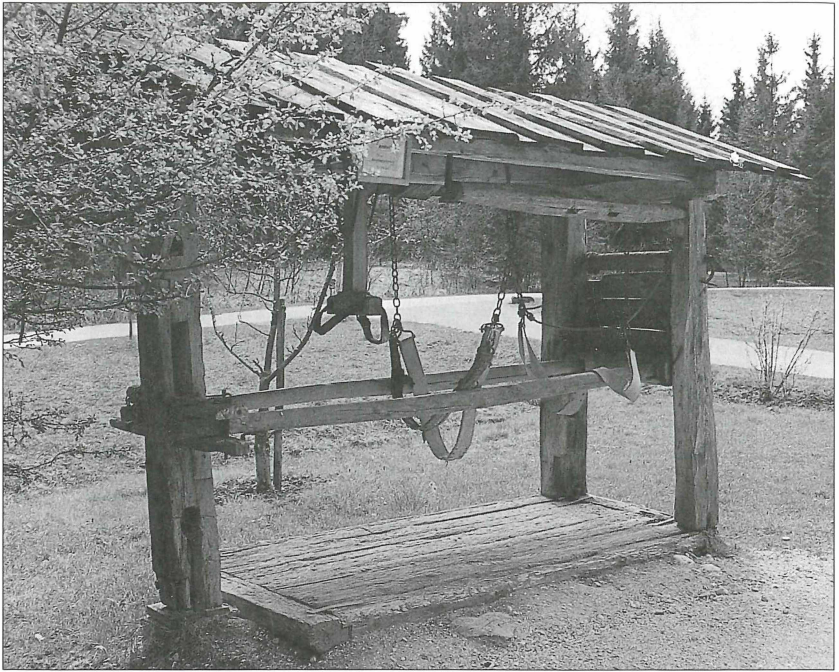


Blick in die Werkstatt, heutiger Zustand im Freilichtmuseum (Foto: Sigrid Stadler).

Maschinen und Geräte zur Feinbearbeitung stehen vor den Fenstern angeordnet. Vor allem die mit flachen Lederriemen versehene „Transmission“, die mit einem Fußhebel bedient wurde und zur Kraftübertragung auf Bohrmaschine und Drehbank diente, wie auch die schon erwähnte Ständerbohrmaschine fallen durch ihre Größen dem Besucher sofort auf. Die Drehbank, die der Schmied zur Anfertigung von Rundstangen und Ähnlichem benötigte, befindet sich an der Ostseite der Werkstatt.

Vom letzten Schmied stammt der freistehende Mähbalkenschärfer in der Mitte des Raumes. Entsprechend der fortschreitenden Mechanisierung der Landwirtschaft im 20. Jahrhundert musste auch der Schmied seine Ausrüstung den Erfordernissen der Zeit anpassen.

Ebenfalls in Raummitte steht ein weiterer, etwa kniehohes Beschlagbock aus Holz mit sorgfältig gearbeiteter Eisenumhüllung an der Oberseite, die



„Not-“ oder „Beschlagstall“ für Ochsen, aufgebaut im Freilichtmuseum
(Foto: Sigrid Stadler).

noch ein Stück am seitlichen Rand herabgezogen ist. Welche spezielle Funktion dieses Gerät hatte, war von keinem der befragten noch tätigen Schmiede zu erfahren.

An der Wand zwischen Esse und Bohrmaschine ist eine einfache Stellage (Rechen) angebracht, die zur Lagerung der säuberlich nach ihrer Stärke geordneten Band- und Rundeisenstäbe diente.

Der ganze übrige freie Raum an den Wänden wird eingenommen von Kästchen, Wandschränken, einem grob gezimmerten Regal mit hineingestellten Schubladen, die alle Kleinwerkzeuge, Kleineisenteile und Zubehör aufnahmen. Auch die Arbeitsfläche ist verstellt mit zahlreichen ausrangierten Öldosen aus Blech, Behältern für Nägel, Schrauben, Nieten und anderes.

Die Ausstattung der Werkstatt wird vervollkommenet durch eine weitere, etwas neuere kleine Ständerbohrmaschine, Schraubstock und Schleifvorrichtungen, welche ebenfalls auf der Arbeitsplatte angebracht sind. An den beiden Trambalken der verputzten Decke sind an Drahringen Unmengen von Hufeisen, Beschlügen, Haken, Ketten wie — nicht zu übersehen — auch ein paar Ratten- und Mausefallen aufgefädelt, so dass die Werkstatt insgesamt ein sehr anschauliches und lebensnahes Bild von der Arbeit eines Dorfschmieds früherer Tage vermittelt. Vor dem Haus steht der für die Hufschmiedearbeiten benötigte große Amboss auf einem Steinfundament.

Ein paar Meter weiter vor dem Haus wurde im Freilichtmuseum ein so genannter „Not-“ oder „Beschlagstall“ aufgestellt. Es handelt sich um eine Vorrichtung, die zum Beschlagen von Ochsen notwendig war. Ein Ochse kann nämlich nicht wie ein Pferd kurzzeitig auf drei Beinen stehen. Der Beschlagstand ist ein überdachter Platz auf vier Säulen, an waagrechten Stangen unter Dach sind Ketten und Gurten befestigt, mit denen das Tier zum Beschlagen in eine ruhige Stellung gebracht werden kann.

Das Schmiedhaus ist sowohl für Schulklassen als auch für Einzelbesucher ein beliebter Anziehungspunkt im Freilichtmuseum, vor allem wegen der regelmäßig stattfindenden Schmiedevorführung. Ein altes, ehemals so bedeutendes Handwerk, das man heute praktisch nur noch im Museum beobachten kann.

Anmerkungen

- 1 *Frieder Stöckle* u. *Roland Bauer*, Vom Schmied — solange die Esse noch glüht. Alte Handwerker — die letzten ihrer Zunft (Stuttgart 1989).
- 2 Vgl. *Reinhold Reith* (Hg.), Lexikon des alten Handwerks (München 1990).
- 3 Ein besonders interessantes und aufschlussreiches Werk zu diesem Thema bietet *Franz Prochaska*, Die Entwicklungsgeschichte des Gewerbeantritts und Befähigungsnachweises. Schriftenreihe der Bundeswirtschaftskammer Wien, Bd. 36 (1978).
- 4 Lexikon des alten Handwerks (wie Anm. 2).
- 5 Ebd., danach handelt es sich dabei um die Erfindung eines Wagners, der dadurch den Niedergang seines eigenen Gewerbes mit herbeiführte.
- 6 *Erwin Hopfgartner*, Die heutige Situation des Schmiedegewerbes aus der Sicht eines Handwerksmeisters, in: Jb. f. Volkskunde u. Museologie des Bezirksheimatmuseums Spittal/Drau, 8. Jg. (1994), S. 113–118.
- 7 SLA, U 107, fol. 382–384.
- 8 Heute ist dieser Hofname allgemein bekannt. Mit der Bezeichnung „Oberlehen“ können die Einheimischen nichts anfangen.
- 9 Dieser Hofname ist heute ebenfalls unbekannt.
- 10 Vgl. *Herbert Klein*, Hof, Hube, Viertelacker, in: FS. für Herbert Klein (Salzburg 1965), S. 263–276.
- 11 Das Mühlegebäude dient heute als Wohnhaus. In jüngster Zeit wurde es aufwändig, sehr schön, historisch aber nicht entsprechend restauriert.
- 12 SLA, HS 460, Beschreibung der Beutellehen Mattsee und Straßwalchen 1648, fol. 127–130.
- 13 SLA, HS U 107, Pflög Mattseeisches Grundbuch 1591, fol. 335.
- 14 Notlbuch der Pfarre Berndorf für die Jahre 1611 bis 1660, fol. 85 f.
- 15 Das für ihn selbst angegebene Alter von 28 Jahren darf jedoch bezweifelt werden, da er ansonsten die Güter bereits mit 18 Jahren erworben hätte, was außergewöhnlich wäre. Die Altersangaben in den Seelenbüchern weichen bis zu \pm 8 Jahren ab.
- 16 SLA, HS 497c, Beutellehenbuch Mattsee 1680–1808, Nr. 106, fol. 110.
- 17 Notlbuch Mattsee, Urkundenbuch des Pflöggerichts Mattsee für das Militärjahr 1823/24, fol. 91–96.
- 18 Seelenbuch der Pfarre Berndorf 1835, fol. 3 f.
- 19 Frdl. Mitteilung des Enkels, Dr. Gerhard Huber, Salzburg.
- 20 Frdl. Mitteilung der Tochter, Frau Maria Lenglachner geb. Fürnschuß, Hallwang.
- 21 Aus diesem Jahr gibt es noch ein Foto des Hauses — ohne Balkon.
- 22 In der NÖ. Landesausstellung in Gloggnitz 1992 wurden mehrere solcher Exponate gezeigt — großformatige Musterbücher aus dem Familienbesitz eines einheimischen nÖ. Zimmer-

- meisters. Ein Beispiel dafür ist etwa auch das Lehr- und Vorlagebuch des Wiener Architekten Gustav Wolf (1906), der sich mit der Ausgestaltung von Gartenlauben, Verandas und Giebelverzierungen beschäftigte.
- 23 Auskunft von Frau Anna Spitzeneder geb. Huber, Kirchberg. — Ausführlichere Angaben zum Balkon im Kapitel „Ausstattung des Hauses“, vor allem S. 362.
 - 24 Lt. Auskunft seiner Tochter Maria Lenglachner geb. Fürnschuß wurde die Werkstatt erst nach einem versuchten Einbruch „vergittert“.
 - 25 Diese wurden einfach abgesägt, nachdem man den Balkon entfernt hatte.
 - 26 Sie wurde später durch ein Fenster an gleicher Stelle ersetzt.
 - 27 Auskunft von Herrn Schwaiger, Bauleiter im FLM.
 - 28 Lt. Frau Lenglachner: 62 m Tiefe.
 - 29 Frau Spitzeneder erinnert sich, dass das elektrische Licht während ihrer Schulzeit nach Reith kam.
 - 30 Auskunft von Herrn Schwaiger, FLM.
 - 31 An diese Veränderung am Haus erinnert sich Frau Lenglachner aus ihrer Kindheit.
 - 32 Mitteilung von Frau Anna Spitzeneder.
 - 33 Mitteilung von Frau Maria Lenglachner.
 - 34 An dieses im Besitz ihres Vaters Matthäus Huber stehende Gerät konnte sich Frau Anna Spitzeneder erinnern.

Anschrift der Verfasserin:

Dr. Sigrid Stadler

Höslrain 5

A-5143 Feldkirchen bei Mattighofen

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 2001

Band/Volume: [141](#)

Autor(en)/Author(s): Stadler Sigrid

Artikel/Article: [Das Schmiedhaus aus Berndorf/Reith im Salzburger Freilichtmuseum. 343-372](#)